

Mein kleines Schicksal



Ein Leben von A bis Z

Willy Heine  edition fischer

Unverkäufliche Leseprobe der Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung der Texte und Bilder, auch auszugsweise, ist ohne Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar.

Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder für die Verwendung in elektronischen Systemen.

© Verlags- und Imprintgruppe R.G.Fischer Verlag

Willy Heine

Mein kleines Schicksal

Ein Leben von A bis Z



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2014 by edition fischer GmbH
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Schriftart: Palatino 11°
Herstellung: efc/bf
ISBN 978-3-86455-903-7 PDF

Inhalt

1. Kinderjahre und Schulzeit	9
2. Lehrzeit	26
3. Soldat bei der Luftwaffe	38
4. Bei den Fallschirmjägern	53
5. Im Fronteinsatz	72
6. Letzte Kriegsmonate	96
7. Gefangenschaft und Heimkehr	119
8. Die ersten Nachkriegsjahre	131
9. Ehe und Arbeitswelt	155
10. Kalkulator bei der Fa. Waagenbauer	170
11. Arbeit gut – Ehe schlecht	193
12. Die ersten Jahre mit Ilse	204
13. Der Schwab wird erst mit vierzig gscheit	222
14. Unser Chef – ein Dompteur	245
15. Die enge und die weite Welt	257
16. Vom Arbeitsjubiläum bis zur Rente	285
17. Die Rentnerzeit	305
18. Freud und Leid auch in der Rentnerzeit	321
19. Iلس schwere Krankheit	333
20. Witwerzeit	340
22. Sonnenstrahlen im Herbst	347

Über mich

Rund sieben Milliarden Menschen sollen zurzeit auf der Erde leben. Die Hälfte davon in armen Verhältnissen. So wird uns in den Medien berichtet. Einer von diesen sieben Milliarden bin ich. Und jeder dieser Menschen hat seinen ureigenen Lebenslauf. So ist auch mein Lebenslauf nur einer von vielen.

»Mein kleines Schicksal« ist von mir anhand von Tagebuchaufzeichnungen aufgeschrieben worden. Es ist ein Festhalten von Geschehenem, Erlebtem, mit vielen persönlichen Eindrücken und seelischen Empfindungen. »Holprich« ist meine Lebensgeschichte. »Holprich« sagt man im Schwäbischen über etwas, was nicht so verläuft, wie man sich das vorgestellt hat. Sei es ein unebener Weg oder ein Geschehen, das anders ablief, als gedacht.

Blickt man nach 88 Jahren Lebenszeit zurück auf das Vergangene, so kann man seinem Herrgott – was, wo und wie er auch immer sei – nur von Herzen dankbar sein, dass es einem vergönnt war, diese Zeit mit allen Höhen und Tiefen bewusst zu erleben. Ich sehe es als eine Erfahrungsreise auf der Erde an, die ich da habe machen dürfen.

Stuttgart, Zuffenhausen, im Jahr 2013

1. Kinderjahre und Schulzeit

Wohl dem, der sich einfügen kann in die Gegebenheiten und Umstände, in denen er sich befindet, das schafft letzten Endes ein ganzes Leben lang Einsicht und Verstehen in das Sein von uns Menschen. Wenn ich zurückblicke auf die vielen Jahre, die ich leben durfte, und dazu meine Erfahrungen mit meinen Mitmenschen nehme, so meine ich, liegt es meist bei einem selbst, ob man zufrieden oder unzufrieden ist. Das ist natürlich leicht daher gesagt, trifft aber den Nagel auf den Kopf.

Ich habe lange Zeit zu denen gehört, die mit sich selbst da und dort unzufrieden waren, mehr sein wollten, grübelten und sich ungerecht behandelt fühlten. Heute weiß ich, dass es selten nur die böse Umwelt war, die mich ungut fühlen ließ, dass es meine Innenwelt war, die sich mit der Außenwelt nicht im Einklang befand und dass es uns allen ab und zu so geht. Es war ein langer Denkprozess, bis ich erkannt habe, dass viele Einflüsse von den ersten Lebenstagen an einen Menschen prägen, leiten und die Gefühlswelt beeinflussen. Ob nun Vererbung oder Erziehung den größeren Anteil zur Persönlichkeitsbildung beitragen, das soll hier nicht bewertet werden, weil die sogenannten wissenschaftlichen Darstellungen darüber alle paar Jahrzehnte anders lauten. Es scheint mir, dass sich dies nicht in Prozenten festlegen lässt, weil jeder Mensch eben auch wieder anders geartet ist.

Noch einmal: Im Nachhinein ist mir klar geworden, dass Lebensläufe von vielen, vielen familiären Begebenheiten, Schicksalen, Zufällen, Prägungen, Gefühlsbewegungen und noch weiteren mittelbaren und unmittelbaren Einflüssen bestimmt werden. Vielen meiner Mitmenschen geht es sicher wie mir, dass sie immer wieder über ihr Leben nachsinnen und gedanklich nachvollziehen wollen, warum ihr Lebensweg so und nicht anders verlaufen ist.

Geschrieben habe ich dieses Buch, weil ich nun einmal geboren worden bin und lang leben durfte und so ein wenig von der großen, weiten Welt sehen, erfahren, lesen – und »erleben« durfte. Auch sehe ich den Sinn meines Lebens vor allem in diesem »Erleben dürfen«. Bewusst ein Leben leben, bewegt mich dazu, es aufzuschreiben, um es einzureihen in die abertausend Leben der vor mir Gewesenen, meiner Zeitgenossen, und deren abertausend Nachkommen. Der Sinn des Lebens sei das Leben selbst, hat angeblich Konfuzius schon gesagt.

Mein Großvater Heine war Bahnbeamter, nach den alten Bildern ein gut aussehender, kleinerer Mann. Meine Großmutter überragte ihn um ein paar Zentimeter. Sie hatten acht Kinder – sieben Mädchen und einen Buben – der dann mein Vater wurde. Dem Erzählen nach war mein Vater zwar später handwerklich sehr vielseitig begabt, in seinen Jugendjahren aber ein Spätzünder. Die vielen Schwestern hänselten ihn ständig (erfuhr ich einmal). Während seiner Schulzeit in Oberstaufen im Allgäu musste er im Sommer auf der Alm Vieh hüten und durfte nur im Winter in die Schule. Nach der Schulzeit musste er als Knecht auf einen Bauernhof. Er blühte erst auf, als er zu den Soldaten kam, in die Kaserne nach Lindau.

Die Eltern meiner Mutter wohnten in Merklingen bei Weilderstadt. Der Vater meiner Mutter war Gemeindearbeiter. Meine Mutter hatte noch eine Schwester und vier Brüder. Da das Geld hinten und vorne nicht reichte, mussten die Kinder alle gleich nach der Schule zum Geldverdienen gehen. Meine Mutter kam »in Stellung« nach Lindau ins Marthastift.

Mein Vater hatte sonntags Ausgang und meine Mutter ebenfalls und so kamen die beiden irgendwann an einem Sonntag in Lindau zusammen und da beide jung, gut aussehend und allein waren, erfüllte der Blick in die Augen des anderen alle Wünsche dieser einsamen Menschen. Die

herrliche Umgebung und die lauen Bodenseenächte mit dem Vollmond über dem See vollendeten das Glück. Bei so viel Positivem war das Negative nicht weit weg – meine Mutter wurde schwanger. Oh je, das passte meiner Mutter nicht und meinem Vater zweimal nicht. Er wollte Soldat bleiben und etwas werden und sie musste doch Geld verdienen. Aber nichts half da raus, die Pille gab es noch nicht, erfahren genug war man nicht und Rat und Hilfe gab einem kein Mensch. Das Elend war groß. Das Kind kam einfach (Gott sei Dank) auf die Welt und lebt heute noch – ich. Es war mein Pech, dass meine Eltern bei meiner Geburt im Jahr 1925 noch nicht verheiratet waren und durch die Tatsache meiner Geburt dann später eben die Ehe eingingen, so wie sich das damals auf dem Lande gehörte. Mein 2 Jahre jüngerer Bruder und mehr noch meine um 14 Jahre jüngere Schwester wurden dagegen mit Freude angenommen.

Meine Erinnerungen an meine ersten Lebensjahre sind sehr dürftig. Verschwommene Bilder von allerlei Begebenheiten an mancherlei Orten tauchen auf: Ein Unfall mit einem Pferdefuhrwerk, eine längere Wartezeit auf einem Bahnsteig in Oberstaufen oder das Versteckspiel in einer sich neben unserer damaligen Wohnung befindlichen Brauerei. Viel später bei einer Führung mit einer Rentnergruppe durch ein Brauereimuseum wurde auf einen Kühlturm hingewiesen mit der Bemerkung, dass dieser von der alten Brauerei Geiger aus Merklingen stamme, in der ich damals Verstecken mitgespielt hatte. So tauchten überraschend nach sieben Jahrzehnten wieder bekannte Gegenstände und damit verbundene Kindheitserinnerungen auf.

Meine Eltern hatten einen schweren Start, aber mein Vater krepelte die Ärmel hoch und arbeitete (schaffte) bis in die Nacht. 1929 bauten sie sich mit viel Mühe und harter Arbeit in Merklingen ein Haus »auf dem Berg«. So sagte man halt, weil der Ort am Fuß des 350 Meter hohen Berges lag.

1930 zogen wir dort ein, fast einen Kilometer vom Ortsrand

entfernt, nahe am Waldrand. Die Heines auf dem Berg, hieß es von nun an. Mein Vater wurde arbeitslos, so dass die Armut mit ins Haus einkehrte. Die Wohnräume im Haus wurden vermietet, wir zogen in den Keller, damit die Hypothekenzinsen bezahlt werden konnten.

Als Weihnachtsgeschenk 1932 bekamen wir zwei Buben je eine Spielzeugpistole um 30 Pfennig, mit zwei Rollen Knallplättchen (Käppsela). Doch wir Kinder waren zufrieden und freuten uns beim Spielen und Herumtollen. Mein Vater machte Notstandsarbeiten, meine Mutter half bei Bauern mit und bekam dafür Mehl und Kartoffeln.

Diese Notzeit besserte sich erst 1933, nachdem Hitler an die Macht kam und mein Vater bei der Firma Bosch in Stuttgart-Feuerbach wieder Arbeit als Dreher erhielt. Die Arbeitsstelle hatte ihm der Merklinger Ortsgruppenleiter vermittelt, unter der Bedingung, dass er in die Hitlerpartei, die NSDAP, eintrete. So wurde ein völlig unpolitischer Mann Parteimitglied. Eine feste Arbeitsstelle zu haben war ihm wichtig, von Politik – und Religion – wollte er nichts wissen.

Von da an fuhr mein Vater rund 40 Jahre lang täglich außer sonntags mit dem Fahrrad 3 km zur Bahnstation nach Weilderstadt und von dort mit dem Dampfbus nach Feuerbach. Die eine Woche hatte er Frühschicht, von 6 bis 14 Uhr, und die andere Woche Nachtschicht, von 14 bis 22 Uhr. Viele Männer vom Dorf teilten mit ihm diesen Arbeitsalltag. In der Rückschau begreife ich erst, wie schwer das Leben meiner Eltern damals war.

Vom Haus zum Dorf verlief ein heuwagenbreiter Fahrweg, welcher tiefe Fahrspuren aufwies und bei Regen wegen dem Dreck unbegehrbar war. Unser Vater verbreiterte einen schmalen Fußpfad, der sich unterhalb des Fahrwegs am abfallenden Hang hinzog. Das war dann unser Geh- und Radweg zum Dorf. Hatte es Schnee im Winter, so stand Vater früh um halb fünf schon auf und machte diesen Weg begehbar, indem er einen selbst gezimmerten kleinen Schnee-

pflug den Gehweg entlangzog. Uns beiden kleinen Buben kam das alles ganz selbstverständlich vor. Wir waren gesund und fühlten uns wohl in unserer Haut, spielten im Sommer auf den Wiesen ums Haus herum und bauten im Winter Schneemänner und fuhren Schlitten.

Es gab auch einen Kindergarten im Dorf, der von der Schwester Luise geleitet wurde, einer älteren, etwas runden, gütigen Kinderschwester, einer Seele von Mensch, an die ich mich heute noch mit Freuden erinnere, mit ihrem blaugrauen, langen Rock und der weißen Haube auf dem Kopf.

Wir gingen, bzw. durften, nicht regelmäßig in den Kindergarten, wegen dem weiten Weg oder dem schlechten Wetter. Zwei Bilder blieben in mir haften, einmal die Ausflüge an warmen Sonnentagen, wie wir alle uns an einem langen Hanfseil, an eingespleisten Holzgriffen haltend, plappernd durch die Landschaft bewegten und zum anderen, wie festlich, erwartungsvoll und feierlich der Kindergottesdienst an Heiligabend war.

Mein erster Schultag denkt mir noch. An der Hand meiner Mutter ging es zum Schulhaus, zum Klassenraum der ersten Klasse, der ABC-Schützen. Herr Reuterbach war unser Klassenlehrer. Mit dem Lernen hatte ich keine Schwierigkeiten, auch nicht mit dem Umgang mit meinen Mitschülern.

Bald schon zeichnete sich ab, welches Geistes Kind man war. Günter war der Hellste. Kein Wunder, Günters Vater war im gehobenen Staatsdienst und hatte ein Auto. Neben »Doktors Auto« das einzige im Dorf. Günter war ein feiner Kerl, aufrichtig und kameradschaftlich. Wir durften mit seinem Dreirad und seinem Tretroller fahren und wurden öfters von seiner Mutter, einer vornehmen Frau, zu Kakao und Kuchen eingeladen, aber bevor sein Vater abends heimkam, mussten wir das Haus verlassen.

Horst stand Günter im Lernen nicht nach, doch Horst war ein ganz anderer Typ, auch groß, aber bullig und ungelent.

Horsts Vater war Dorfpolizist, Landjäger, sagte man im Ort. Er war klein von Statur, aber lebhaft im Umgang. Horsts Mutter war eine rundliche, liebenswerte Frau, die immer mütterlich, teilnehmend mit einem sprach. Horst ist später Doktor der Physik geworden, inzwischen ist er verstorben. Nach diesen beiden »Besten« kamen Karle und ich. Karle war ein Sportstyp, blendend aussehend und immer freundlich. Karles Vater war Werkstattmeister in Stuttgart, ein großer, schlanker, ruhiger Mann, der kaum in Erscheinung trat, seine Mutter eine attraktiv aussehende Hausfrau, die einem ab und zu ein Vesperbrot zukommen ließ. Karle wurde Architekt, hatte später einen Schlaganfall und ist ebenfalls verstorben.

Nun zu mir. Im Lernen fühlte ich mich den Dreien nicht unterlegen, im Umgang in der Schule und in der Freizeit auch nicht, doch bald spürte ich, dass mein gesellschaftliches Umfeld im Niveau unter dem ihren lag. Meine Eltern gehörten zur Arbeiterklasse. Man mag denken und sagen was man will, aber die Jugendjahre prägen einen mehr als man glaubt fürs ganze Leben, zumal ich ein empfindsamer und sehr sensibler Junge war.

Wir waren dreizehn Buben und siebzehn Mädchen in der 1. Volksschulklasse, die sich immer mit der vorhergehenden oder nachfolgenden Klasse ein Klassenzimmer teilen musste. Meine anderen Mitschüler und Schülerinnen kamen fast alle aus Handwerker- und Bauernfamilien.

Die ersten Schuljahre sind mir in guter Erinnerung. Der Schulweg war bei Regenwetter dreckig und rutschig und im Winter oft beschwerlich, aber das nahmen wir Buben gelassen hin, wenn uns auch bei 10 bis 20 Grad unter null die Hände vor Kälte weh taten, weil wir keine Handschuhe hatten.

Tief eingepägt haben sich mir drei Todesfälle in der Klasse, im ersten, dritten und fünften Schuljahr. Immer mussten wir gemeinsam zum Trauerhaus und im Gänsemarsch an

dem oder der Toten vorbeigehen. Der zuletzt Verstorbene, der elf Jahre alte Willi Nüßle, lag da mit weit aufgerissenen Augen, die schräg nach oben blickten. Dieser Anblick hat mich so erschüttert, dass ich drei Nächte lang nicht mehr schlafen konnte und von dort ab keinen Toten mehr sehen wollte, was mir später im Krieg noch viel zu schaffen machte.

Nach dem vierten Schuljahr wechselten Günter, Horst und Karle die Schule. Sie gingen von nun an in die Realschule nach Weilderstadt. Meine Bitte an meine Eltern, mich auch in die Realschule gehen zu lassen, wurde mit der Bemerkung abgelehnt: »Wir sind ohne Realschule ausgekommen, dann kommst du auch ohne aus.« Es tat mir weh, hatte aber den Vorteil, dass ich von da ab immer der Gescheiteste in der Volksschulklasse war.

Leider machte sich mein um zwei Jahre jüngerer Bruder Hans nicht viel aus dem Lernen, so dass, wenn wir beide alle zwei Jahre miteinander im gleichen Klassenzimmer waren, ich in meiner Klasse ganz vorne und mein Bruder in der nachfolgenden Klasse weit hinten saß. Wir wurden damals nach den Zeugnisnoten gesetzt.

Wenn der Lehrer einmal für längere Zeit das Klassenzimmer verließ, musste ich mich vorne ans Lehrerpult setzen und aufpassen, dass niemand »schwätzt«. Wer beim Schwätzen auffiel, wurde auf die Tafel geschrieben und später vom Lehrer gemaßregelt. Nach einiger Zeit nannten mich einige Mitschüler dann nur noch »Herr Lehrer«.

Dem Schulbetrieb stand der strenge Oberlehrer Müller vor, ein älterer Herr mit einem Bäuchlein, vor dem hatten alle Schüler und auch die Eltern großen Respekt. In den Sommerferien half meine Mutter oft beim großen Schulputz mit und fragte dabei die vorbeikommenden Klassenlehrer nach unseren Lernerfolgen. Ich kam gut dabei weg, mein Bruder weniger. Man hat ihm aber verziehen, weil er treuherzig und der Liebling der Eltern war.